



**Friedenslicht- Andacht**  
**Baustelle Busmannkapelle**

**33. Deutscher Evangelischer Kirchentag in Dresden**

**02. Juni 2011**

**- Es gilt das gesprochene Wort-**

In Jerusalem und Kabul, in Berlin und Beirut, in Kairo und Coventry, in Dresden und Bethlehem – in zigtausenden Städten lebt die Phantasie eines Friedens zwischen den Menschen. Und in dieser Hoffnung sammeln wir uns, liebe Gemeinde, zur Friedensandacht am Ort der Busmannkapelle, mitten in Dresden.

Wir versammeln uns an dem Ort, an dem die älteste gotische Kirche in Dresden stand, die Sophienkirche. Wir sammeln uns an einer „Stadtwunde“. Wir sehen die Erinnerungsnarben, die von der Geschichte, der Zerstörung und der Vernichtung dieses Ortes Zeugnis ablegen. Wir schauen auf die Säulenreihe, die wie ein verlorener himmlischer Kreuzgang eine Erinnerungsspur an diesem Ort markiert. Menschen sammeln sich in Städten, in denen die alten Mauern noch Schusswunden tragen oder hohe Betonmauern eine Stadtgrenze ziehen. Sie sammeln sich in Städten, in denen Stolpersteine an die Geschichte von Verfolgung und Mord erinnern und schwarze Ziegel von Flammennächten erzählen. Sie sammeln sich in Städten, in denen die Marktplätze gefüllt werden von Menschen, die Freiheit rufen. Sie sammeln sich vor Hotels und Kaufhäusern, in Parks und Messehallen und stehen damit zugleich auf alten Kampfplätzen und Friedhofswiesen.

Städte sind die großen Erinnerungsorte der Gewalt. Und gerade diejenigen, die mit überwältigender Geste von Friedensreichen oder sicheren städtischen Landschaften kündeten, versanken mit ihren Städten in Schlacht und Zerstörung.

Städte sind die tiefen Erinnerungslandschaften unseres menschlichen Aufenthaltes. Sie sind als eine der ältesten Erfindungen, die der Mensch machte, die gebauten Zeugnisse unserer kollektiven Erinnerung. Aufeinander geschichtet schreiben sie über- und übereinander den Text menschlicher Zivilisation, seiner Kultur und seiner Gewalt. In ihnen Friedenslichter zu entzünden heißt: Friedhofskerzen anzustecken und zugleich eine Hoffnungsfackel zu tragen.

Die Erinnerung an den Ort, aus dem das Friedenslicht als Zeichen in unsere Weihnachtswelt jährlich durch die Pfadfinder gelangt, ist eine Erinnerung an einen alten Mythos einer unbedeutenden, kleinen Stadt. Unbedeutsam und am Rande. Aus dem Quartier der Verlorenen sollte Einer kommen, der die Welt verwandelt. Eine Stadt Bethlehem, die heute ausgeschlossen ist und in vielem die Spuren des Unfriedens zeigt. Seit Jahrzehnten von einer Freiheit träumend, die in diesem Land scheinbar unmöglich zu sein scheint.

Die Stadt wächst aus der Gewalt. Wir lesen von den Gründungen durch den ersten Mörder unserer biblischen Geschichte: Kain.

Es heißt: „*Und Kain erkannte sein Weib, die ward schwanger und gebar den Henoch. Und er baute eine Stadt, die nannte er nach seines Sohnes Namen Henoch.*“ 1. Mose 4, 17.

Der Ursprung der Stadt ist die Vision eines friedlichen Miteinanders. Und dennoch wird sie gebaut in der Geschichte der Gewalt. Was haben wir an Hoffnung und Größe, an Verheißung nicht mitgebracht, als wir unsere Städte bauten? Die alten allzumal! Ich spreche nicht von den modernen Wirtschaftsmetropolen, die unter dem Diktat des ökonomischen Zwangs entstanden sind.

Was haben wir an Schönheit nicht gebaut in die Straßen und Plätze in denen wir leben, an denen wir wohnen? Welcher Glanz strahlt durch die Fenster der Kathedralen als himmlisches Licht um Gott einen Ort in der Stadt zu geben? Einen Ort, der als Stadtmittelpunkt allem anderen eine Orientierung geben sollte.

Wir singen vom Hoffen und Leiden der Städte unsere Lieder. Einer der Nachkommen des Kain ist Jubal, der Stammvater aller Zither- und Flötenspieler. Die Erweckung des Schönen, die ästhetische Dimension unseres Daseins findet in der Gestalt und im Leben in der Stadt eine besondere Form.

„Komm in unsere laute Stadt, Gott, mit deines Schweigens Mitte, dass wer keinen Mut mehr hat, sich von dir die Kraft erbitte, für den Weg durch Lärm und Streit hin zu deiner Ewigkeit.“ (EG 428, 3)

Niemals hat uns diese Vision wieder losgelassen, dass in den Städten die Hoffnung blüht. Dort wird der Schönheit unseres Lebens ein Ausdruck gegeben. Die wir auf den Gräberfelder und durch Ruinen streifen, wir singen von der Auferstehung. Wir rufen Gottes Himmelfahrt auf, die uns leicht machen soll in den Schwernissen dieser Tage. Hoffen auf ein friedliches Miteinander der Menschen, die einander fremd sind. Gerade deshalb träumt Gott von einem Verständnis der Menschen an **einem** Ort! Nirgends wird ökumenische Welt wirklicher als in einer großen, freien Stadt, in der die ganze Welt zu Hause sein kann. Deshalb fantasieren die apokalyptischen Mystiker von einem himmlischen Jerusalem.

Geistesgegenwart, pfingstlich bedacht, soll die Stadt der Schutzraum für das gute Leben sein. In dieser Hoffnung brennen die Friedenslichter auf den Fensterbänken und Tischen, in den Kapellen und Kirchen.

„Das Halleluja reine,“ – so singt man im 17. Jahrhundert über das himmlische Jerusalem, „man spielt in Heiligkeit, das Hosianna feine, ohn End in Ewigkeit mit Jubelklang, mit Instrumenten schön, in Chören ohne Zahl.“ (EG 150, 6)

Ein himmelhoch jauchzend, dass die Städte verwandelt in Orte göttlicher Gegenwart. Gelingt das? Auch dann, wenn kein Kirchentag in einer Stadt gefeiert wird?

Wir sind nicht Träger von Vernichtungsbotschaften oder Unheilspropheten für unsere Städte. Träger der Hoffnung sind wir. Gerade weil wir die Zukunftsbilder gerechterer, friedlicher Städte kennen.

Es ging einer und sollte der Stadt erzählen von ihrem Ende. Er wollte es nicht. Doch all seine Strategien sich von dem Auftrag zu befreien scheiterten. Jona. Er erlitt manches auf seinem Weg und sollte die Botschaft der Vernichtung überbringen. Aber das Überraschende geschieht: Die Stadt kehrt um. Von der politischen Spitze, dem König, über die gesamte Stadtbevölkerung bis zu den Tieren hüllt sie sich in Sack und Asche, klassisches Zeichen der Trauer und der Bußbereitschaft. Als erstes legt der König den Purpurmantel ab, eine Geste für den Verzicht auf die gewohnte Distanz gegenüber den „Untertanen“, er solidarisiert sich mit ihnen. Die Stadt wird sich ihrer Geschichte bewusst, sie erkennt das drohende Ende. Im Angesicht der Vernichtung und des Elends werden alle gleich.

Nur Jona sucht für sich selbst eine andere Haltung. Anders als die Niniviten, die nicht geflohen sind, sucht Jona vor Sonne geschützt durch eine große Staude, der Zerstörung der verruchten Großstadt als gerechtem Gericht zuzuschauen. Ein Bild des Katastrophenvoyeurs. Es zeigt sich eine bekannte Verliebtheit in apokalyptische Szenarien, vor allem, wenn es sich um Szenarien für Andere handelt, angeblich Böse, Fremde, bedrohliche Minderheiten. Jene zu Sündenböcken stilisierten Verursacher von Katastrophen, sollen „um Himmels willen“ das gerechte Urteil empfangen.

Aber Gott vergilt nicht Gleiches mit Gleichem. Ein Wurm frisst die Staude an, die lässt die Blätter hängen und die sengende Hitze macht Jona zu schaffen. Ein letztes Mal braust dieser Held auf: Er zürnt Gott, der sich nicht an die von Jona unterstellte Strategie der Kausalität von Vergehen und Bestrafen hält, was schließlich ihm selbst zuvor das Leben gerettet hat. Gottes Antwort ist eine Frage. *„Du zürnst um der Staude willen..., die du nicht gemacht hast, die in einer Nacht ward und in einer Nacht verdarb, und mich sollte nicht jammern Ninive, eine so große Stadt, in der mehr als hundertundzwanzigtausend Menschen sind, die nicht wissen, was rechts oder links ist, dazu auch viele Tiere?“* Jona 4, 9-11



Nicht die Apokalyptiker dürfen das letzte Wort behalten, wenn es um die Gestaltung unserer Städte geht. Denn, das lehrt die Jona-Erzählung: Es gibt auch die Gottesüberraschung. Das ist die große barmherzige Geste Gottes, die auf die Wirklichkeit antwortet, sei sie auch noch so bedrohlich, sündhaft oder aussichtslos. Und sie antwortet nicht mit Zerstörung und Vernichtung, sondern heilend. Aus dieser Geste speist sich die Hoffnung für eine Zukunft unserer Städte. Aus dieser Hoffnung entzünden wir das Friedenslicht. Nicht für uns – sondern für die Städte in denen wir leben:

In Jerusalem und Kabul, in Berlin und Beirut, in Kairo und Coventry, in Dresden und Bethlehem.

Amen